

# Erinnerungen einer Blindgeborenen [Fortsetzung]

Autor(en): **Dufau, P.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 43

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641969>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

26. Oktober

## Spätherbst.

Von Emil Wiedmer.

Nun nahen uns wieder die schweren Tage,  
Wo wir schweigend durch tote Felder gehen,  
Am Fenster traurig in den Abend sehen  
Und im Innersten spüren wehmütige Klage.

Den Kernen sind Nebel früh entglommen:  
Aus tiefen Wäldern weht es von weißen Schleiern,  
Die wollen nun blühen und feste feiern . . .  
Und uns ist Weinen und Tod willkommen.

(„Silhouetten II.“)

## Erinnerungen einer Blindgeborenen.

4

Nach dem Französischen des P. A. Dufau und einer Uebersetzung ins Deutsche von F. G. Knie bearbeitet von E. Grunder

Am ersten Tage konnte das mürrische Schweigen, in das ich mich hüllte, als eine Störung meiner Gesundheit gelten. Später war zu dieser Annahme kein Grund mehr vorhanden. Leicht konnte ich bemerken, wie Herrn von P. . . . mein Bestreben, ihm auszuweichen, quälte. Doch blieb auch er stumm.

Eines Abends ließ er mir melden, er müsse mich unbedingt sprechen. Er begann: „Lucie, ich habe Sie ohne Zweifel beleidigt, doch ohne Wissen und Vorsatz! Wenn Sie nicht wollen, daß ich dem Schmerze erliegen soll, so lassen Sie mich meinen Fehler wissen, damit ich ihn wieder gutmachen und von Ihnen Verzeihung erlangen kann.“ Als ich diese einfachen Worte hörte, wurde ich so bestürzt, daß ich nichts zu entgegnen wußte. Endlich aber brachte er mich durch die Gewalt der inständigsten Bitten zu einem Geständnis, das mich jetzt umso mehr kostete, als es mir vorher leicht erschienen war. Ich wiederholte ihm wortgetreu alles, was meine Tante mir gesagt hatte. Es kostete ihn viel Anstrengung, mich nicht zu unterbrechen; bei jedem Satze befundete er durch einen Ausruf, wie unerwartet ihm dies alles kam.

O wie reichlich wurde ich für den erduldeten Kummer entschädigt! Da er mit Zartsinn begriff, daß das Weib in mir sich verletzt fühlte, so wendete er sich vorerst an dieses. Er rühmte alle Reize, die die Natur mir gelassen; meine Geistes Eigenschaften, durch den körperlichen Mangel nicht einträchtig, hätten dadurch vielmehr ein Gepräge erhalten, das er bei keiner andern Jungfrau finden könne; er liebe mich gerade um deswillen, was ich Besonderes und Ausgezeichnetes an mir habe, und vielleicht wäre ich nie die

Auserwählte seines Herzens geworden, wenn mich nichts von meinen Schwestern unterschiede.

„Und dennoch, Lucie,“ fügte er hinzu, „ich gestehe ein, daß Ihre Tante nach dem Brauch der Welt gesprochen hat. Ja, Sie sind reich und blind, und ich, der ich keine Glücksgüter besitze, ich kann nur ein Abenteuerer sein, der Sie um Ihres Goldeswillen sucht. — Wohlan, legen Sie mir eine Prüfung auf und bestimmen Sie selbst deren Dauer! Ich werde ringen, Sie zu verdienen, mir zu erwerben, was die Welt hochschätzt. Und wenn ich kommen werde, alles dies zu Ihren Füßen zu legen, wenn man Sie als Gegenstand meiner freien Wahl sehen wird, dann wird man wohl zugestehen müssen, daß Sie ebenso zärtlich als uneigennützig geliebt werden und daß Sie ohne Furcht mir die Sorge für Ihr Glück anvertrauen können!“

„Wohlan denn!“ entgegnete ich. „Lassen wir uns den Menschen und ihren Vorurteilen, die man nicht ungestraft verachtet, dieses Opfer bringen!“ — Bei diesen Worten zog ich einen Ring von meinem Finger und reichte ihm denselben mit den Worten hin: „Freund! Die Verlobte gibt Dir ihn! Die Gattin wird ihn beglückt zurücknehmen, sobald du glaubst, der Augenblick dafür sei gekommen.“

Der Tag der Trennung kam. Ich hörte auf dem Pflaster des Hofes die Tritte des Rosses, das ihn im Fluge entführte, und mit ihm all mein Glück!

Wieviele Stunden des Schmerzes folgten dieser Trennung, und welche Leere war um mich entstanden!

Allmählich nahm ich meine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder auf. Besonders widmete ich mich meinen musikalischen Studien, und beendigte verschiedene Tonstücke,

mit dem Gedanken, wie vergnügt er einst sein würde, sie zu hören.

Ein Brief aus Paris gewährte mir einige Beruhigung. Als ich diesen in meinen Händen hielt, fühlte ich zum ersten Male das ganze Unglück meiner Blindheit. So lange Heinrich bei mir gewesen war, schien mir in unserem Verkehr gar nichts zu fehlen. Als ich nun die Unentbehrlichkeit eines Vermittlers erkannte; als ich einen Dritten zwischen ihn und mich treten lassen, eine Vertraute für diese an mein Herz gerichteten Ergießungen wählen sollte, o wie beklagenswert kam ich mir da vor! Ich drückte den Brief an Herz und Lippen, ließ meine Finger darüber hingleiten, als hoffte ich, eine zauberische Macht werde die Schriftzüge erhöhen; allein es geschah kein Wunder, und endlich mußte Lison mir den Brief vorlesen.

Durch angestregten Fleiß war ich zu einer ziemlich saubern und leserlichen Handschrift gelangt. Uebrigens drückten die wenigen Worte, welche ich schrieb, den Zustand meines Herzens vollkommen aus, und das genügte ja dem Seinigen.

Mittlerweile konnte ich im Benehmen meiner Tante eine Veränderung bemerken. Nachdem ihr Versuch, mich von Herrn von P... zu trennen, mißglückte, war sie lange Zeit zurückhaltend und wortkarg. Sie näherte sich mir nun wieder und schien sich nur ungern von mir zu trennen. Aber ich kannte sie zu gut, um mich von ihr täuschen zu lassen. Ich hatte jene tiefgewurzelte Selbstsucht durchschaut, welche sie gegen die Personen völlig gleichgültig machte, deren Verkehr ihr keinen Vorteil versprach. — Sie erhielt viele Briefe. Es war daher anzunehmen, daß sie irgend einem Einflusse unterlag. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit. Sie erhielt einige Male Besuche von einem gewissen Herrn Mérard, einem alten Freunde ihres Mannes. Es war ein Rechtskundiger, den ein böser Handel gezwungen hatte, sein Amt zu verkaufen und künftighin in der Verborgenheit zu leben. Er hatte Viele zu Grunde gerichtet, nun stand er selbst am Rande des Abgrunds. Wo er Gelegenheit hatte, mißchte er sich in zweideutige Unternehmungen, die ihm Gelegenheit boten, seinen erfinderischen und listigen Geist der Rechtsverdreherei zu entfalten.

Noch war ich ängstlich bemüht, den Plan zu erforschen, den meine Tante zweifellos mit Mérard angezettelt hatte. Da meldete sie mir den Besuch eines Veters ihres verstorbenen Mannes, den sie Baron von St. S. nannte. Die Art, wie sie mich von diesem Besuche unterrichtete, die übertriebenen Lobeserhebungen, die sie diesem Herrn widmete, einige schlecht angebrachte Vergleichen mit demjenigen, der meine ganze Herzensneigung erobert hatte, entschleierten mir so gleich ihren neuen Plan.

Dieser Baron von St. S. stammte aus guter Familie. Er trieb frühzeitig durch ungeriegelte Neigungen seine Angehörigen zur Verzweiflung. Sehr jung trat er in den Soldatenstand. Unter der königlichen Regierung war es ihm gelungen, in eines der Corps eintreten zu können, welche bestimmt sind, die Person des Prinzen zu umgeben. Niederrichtig, anmaßend, ein leidenschaftlicher Spieler und grober Zänker, durch Schulden zu Grunde gerichtet, hatte er eben aus der Garde austreten müssen. Er zählte jetzt sechs- unddreißig Jahre. Wie andere, wollte er nun seinen Tor-

heiten durch Verhehlung ein Ende machen. Ich war das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen.

Ich hatte nicht nötig, alle diese Einzelheiten, die ich erst später erfuhr, zu wissen; er mißfiel mir schon bei der ersten Begegnung, obgleich er eine große Zurückhaltung im Sprechen wie im Betragen beobachtete. In den folgenden Tagen, als ich seine Absichten immer besser durchschaute, flöhte er mir einen wahren Ekel ein. Er besaß keine geistige Bildung und machte auch kein Hehl daraus. Das Lesen war ihm verhaßt. Die Musik behauptete er leidenschaftlich zu lieben. Aber ich hörte, daß er gähnte, sobald ich mich ans Piano setzte, und daß er den Takt immer unrichtig schlug. War er nicht auf der Jagd, so mußte er beständig Karten in den Händen haben. Da er Besieger bei mir haben wollte, war er gegen alle Leute im Hause sehr zuvorkommend. Er bemühte sich, Béraud und seine Frau zu gewinnen; doch das war verlorne Mühe. Sogar an meinen alten Freund Heder machte er sich heran; aber sobald dieser gute Mann gewahrt wurde, mit was für Ohren er es zu tun hatte, faßte er gegen St. S. tiefe Verachtung; Heder glaubte an keine Tugend bei einem Manne, der die Musik nicht liebte, und nahm an, man könne kein Verdienst haben, wenn man weder ein Tastenwerk noch einen Bogen zu handhaben verstünde.

Nach und nach versuchte von St. S. den Herrn in meinem Hause zu spielen. Er glaubte, es gäbe kein einziges Weib, das ihm widerstehen könnte.

So verstrichen einige Monate. Als er sah, daß er nicht vorwärts kam, änderte er sein Benehmen. Er wurde ernst, sprach gemessen und stieß von Zeit zu Zeit in meiner Gegenwart gewaltige Seufzer aus. Das war eine neue Art, die Festung zu berennen. Er machte mir eine leidenschaftliche Erklärung. Ich spottete darüber. Gleichwohl verblieb er in seiner Rolle. Eines Abends sagte ich ihm mit Freimut und Festigkeit, daß meine Neigung unwiderruflich gebunden sei. Aber noch hielt er sich nicht für geschlagen. Jetzt spielte er tiefe, entsagende Leidenschaft. Wäre seine Vergangenheit mir nicht zu gut bekannt gewesen, so hätte ich vielleicht in einem Anfall von weiblicher Eigenliebe seinen verliehten Versicherungen einigen Glauben geschenkt. — Er hatte eine kräftige Stütze an meiner Tante, die bei jeder Gelegenheit sich mühte, seine Vorzüge herauszustreichen. — Anfangs schenkte ich dieser Aufdringlichkeit gar keine Aufmerksamkeit; nach und nach ermüdete sie mich. Ich zog mich freiwillig aus dem Kampffelde zurück. Ich blieb stumm und in mich gekehrt und setzte meinen Gegnern nichts als die Kraft des passiven Widerstandes entgegen. Damit hoffte man mit der Zeit fertig zu werden.

Dann und wann kam Herr Mérard, um zu sehen, welche Fortschritte seine Verbündeten machten. Dann begannen geheime Verhandlungen zu Dreien. In meiner Anwesenheit bediente man sich doppelsinniger Ausdrücke, die unzweifelhaft von Zeichen und Geberden begleitet waren.

Durch einen Zufall fand ich den Schlüssel zu all diesen Ränken. Als ich eines Tages in einem ziemlich entlegenen Baumgange des Gartens mich mit Lison erging, bemerkte diese ein Papier. Es war ein von Mérard an seine teure Clorinde — so nannte er meine Tante — gerichteter Brief, den diese unvorsichtiger Weise verloren hatte. Mérard em-

pfahl darin getreue Ausführung des von ihm vorgezeichneten Planes, in der festen Ueberzeugung, daß dann meine Person und mein Vermögen Herrn von St. S. zufallen müssen. Einige Worte des Schreibens ließen mich deutlich erkennen, daß sein Anteil am Gelingen des Geschäftes überreichlich bezahlt werden sollte. Ich hielt es für besser, zu tun, als wisse ich nichts von diesem Briefe. Wir ließen ihn also liegen. Lison beobachtete, wie meine Tante mit Zeichen größter Freude ihn wiederfand und versorgte.

Dann kam mein Triumvirat auf die Idee, mein Widerstand sei vielleicht zu brechen, wenn es gelinge, mich von allen Personen zu trennen, die mir ergeben seien. Ränke, mit Geschick geleitet, so daß sie mir gar nicht auffielen, begannen zu diesem Ende. Eines Tages erklärte Béraud, er werde alt, die Gartenarbeiten ermüden ihn, und er wäre glücklich, wenn ich ihn an die Stelle des verstorbenen Wächters setzen würde. Dieses Begehren, das man dem alten Manne eingeblasen hatte, erschien mir ganz natürlich. Das Wächterhaus stand nur in geringer Entfernung. Also blieb Béraud ja dem meinem Vater gegebenen Versprechen treu. Uebrigens blieb seine Frau mir zur Seite. Es kam aber nun häufig vor, daß er im Wächterhause schlafen mußte. Dann schien mir Martha, seine Frau, ängstlich und besorgt. Es fehlte ihr etwas, weil sie demjenigen fehlte, den sie mit Aufmerksamkeit und Hingebung zu pflegen gewohnt war. Sie wagte nicht, zu sagen, was sie empfand; aber ich konnte es leicht erraten. Zum Ueberflus machte meine Tante sich ein Geschäft daraus, mich bei jeder Gelegenheit auf Marthas Unruhe aufmerksam zu machen. Ich ergab mich darein und ließ auch Frau Béraud ins Wächterhaus ziehen.

Adrienne hatte sich verheiratet und war weggezogen. Immer seltener wurden ihre Besuche. Erst später vernahm ich, daß die verstedten Grobheiten meiner Tante sie verschucht hatten.

Eines Tages wurde mit meinem alten Musiklehrer Streit angefangen. Man versäumte dabei nicht, seine Werke als Fäseleien eines alten Dorfmusikanten zu bezeichnen. Das hielt Hecker nicht aus, und er schwur, das Schloß nie mehr zu betreten, das von solchen Barbaren bewohnt sei.

Nur Lison blieb mir noch übrig. Sie erkrankte und wurde zu ihren Eltern zurückgebracht. Geschickte Einflüsterungen überredeten diese Leute, ihre Tochter müsse sich verheiraten. Eine „gute Partie“ war zur Hand. Lison aber wies diese ohne Zögern ab und kehrte aufs Schloß zurück. Doch auch hier lag ihr die Mutter ständig in den Ohren. Endlich mußte sie nachgeben. So verlor ich auch Lison.

Man wird sich wundern, daß ich keinen Widerstand versuchte gegen die Ränke, deren Endzweck ich nicht verkennen konnte. Ich war zu müde dazu.

Seit der Abreise des Herrn von P... waren ungefähr sechs Monate verstrichen. Er schrieb häufig. Seine Briefe waren der einzige Trost in der langen Weile dieses Lebens.

Nun blieben seine Briefe aus. Wochen verstrichen.

Ich schrieb. Doch keine Antwort! Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Der Argwohn, daß Heinrich mich verlassen, mich einer andern Liebe geopfert, schlich sich ein in mein Herz. Eine unaussprechliche Bangigkeit erfüllte mich. Ich klagte mich des Stolzes an, daß ich Unglückliche



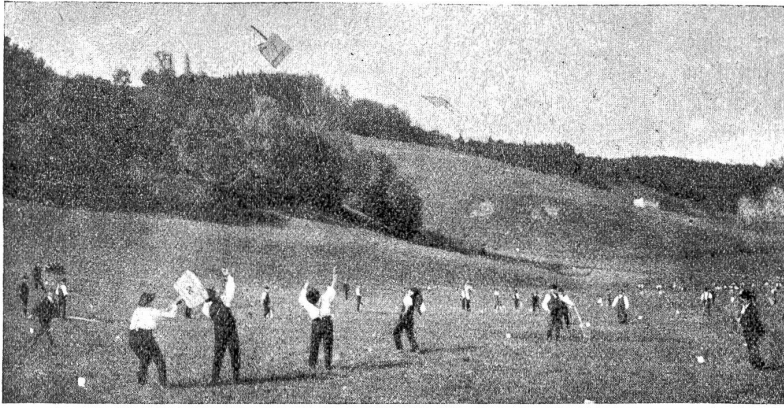
A. Grisen, † Genf. Nach der Mahlzeit.

habe glauben können, ich vermöge in meiner traurigen Lage einen jungen, feurigen, hochbegabten Mann an mich zu fesseln. — Alles verließ mich, sogar das Vertrauen auf Gott, der doch mein Retter gewesen ist bis auf diesen Tag.

Aber wie, wenn unsere Briefe unterschlagen worden wären! — Ich klammerte mich an diese Voraussetzung an, wie der Schiffbrüchige an schwimmende Trümmer.

Genau von der Zeit an, wo ich keine Briefe mehr erhielt, schienen meine Feinde weit weniger bemüht, ihren Plan zu verwirklichen. Die Tante und der Baron schienen sich darein ergeben zu haben, alles von der Zeit zu erwarten.

Ich begab mich des Morgens gewöhnlich um die Stunde des Frühstücks in einen großen Saal; dort hatte ich eine Teppicharbeit. Auf einem Tische lag Wolle in verschiedenen Farben, die durch Zeichen für mich kenntlich gemacht waren. — Eines Tages kam ich früher in den Saal. Schon saß ich emsig über meiner Arbeit. Da hörte ich im anstößenden Bibliothekzimmer ein Geräusch. Ich trat an die Tür dieses Gemaches und fragte, ob jemand da sei. Keine Antwort! Ich war aber überzeugt, daß wenigstens eine Person sich in der Bibliothek befinde. Die Schalleffekte meiner Frage hatten mich davon überzeugt. Um mich durch eine ähnliche Probe zu versichern, stampfte ich mit dem Fuße. Einige Sekunden darauf antwortete mir meine Tante aus dem Hintergrunde; sie tat, als sei sie eben erwacht. Mehrere Anzeichen verrieten mir, daß sie nicht allein sei. — Ungewollt fiel meine Hand auf einen neben mir



Vom Hurnussertag in Heimiswil: Gesellschaft Wynigen-Berg.

stehenden Tisch und berührte einen Gegenstand, den ich sofort als die Mücke des St. S. erkannte. Ich kehrte, ohne weiter ein Wort zu sagen, in mein Zimmer zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom Hurnuffertag in Heimiswil.

„Es war ein schöner, herbstlicher Tag, hell die Luft und grün die Erde; einzelne Schäfchen gingen am Himmel, ganze Scharen weideten auf der Erde, und eine liebliche Wärme lag auf Menschen und Tieren, die in süßer Behaglichkeit sich ausstreckten im grünen Grase an der hellen Sonne.“ So erzählt Gotthelf im „Uli der Knecht“ in jenem prächtigen Kapitel, das er dem Hurnussen widmet, dem Spiel, das er „hundertmal schöner“ nennt „und tausendmal nationaler als das frazenhafte Komödienstücke, das den Leib nicht übt, an dem die Seele nicht wohl lebt.“

Und so grün und licht und sonnig war's auch, als ich am letzten Sonntag des Herbstmonats nach Heimiswil wanderte, wo zu meiner Ueberraschung und zu meiner großen Freude ein Hurnuffertag abgehalten wurde. Unterwegs fuhr Wagen um Wagen an mir vorbei; alle beladen mit Jünglingen und Männern. Wehende Fahnen gaben Aufschluß über die Mannschaft, die herangefahren kam. Blumengeschmückte Wagen, bekränzte Pferde deuteten auf einen festlichen Anlaß: In Heimiswil ist heute großer Hurnuffertag.

Dem Auge noch nicht sichtbar, aber deutlich wahrnehmbar dem Ohr sind bereits Hurnusser am Spiel. Am Eingang des Dorfes, zwischen den alten schönen Häusern der Ordnung und hintern Ripp, zweigt ein Feldweg ab und führt hinaus in die Matte. Dort ist eines der drei Kampffelder. Zwei Kampfgruppen spielen gleichzeitig, denn groß ist die Zahl derer, die sich zum friedlichen Wettkampf eingefunden. Ungefähr achtzig Mann sind hier in Tätigkeit. Wie zu Gotthelfs Zeiten heißt's auch hier: „Der günstigste Standpunkt wurde auserlesen, die Sonne für die Abtuenden in den Rücken genommen, der Sparren zum Schlagen des Hurnusses sorgfältig gestellt, wo kein dunkler Hintergrund das Aufsteigen des Hurnusses verbergte, wo er gleich von der Stange weg in freier Luft wahrgenommen werden konnte.“

Eben wird ein Schläger mit Namen aufgerufen. Ein kräftiger Mann tritt an. „Weit-dr-ne?“ fragt er, wie Gotthelf selber seiner Zeit gefragt. „Weit-dr-ne?“ und „Manne, heit!“ ertönt kampfbereit die Antwort der Gegenpartei. Jetzt faßt der Schläger den schlanken, geschmeidigen Stöcken mit beiden Händen. Er tut einen Probierschwung. Er holt nochmals kräftig aus. Der Stöcken fährt laufend nieder und trifft mit sicherem Schlag. In hohem Bogen fliegt der Hurnuß durch die Luft. Do! Do! Do! Do! ertönt es aus

der Gegenpartei. Die Schaufeln „rädern“ dem Hurnuß entgegen. Er fliegt drüber hinaus. Do! Do! Do! Do! Ein Laufen, ein Rennen, ein Springen! Hoch die Schaufeln hinten im Ries. Da ein dumpfer Schlag! Lautes Hallo! Der Hurnuß ist „abgetan“. Mit sicherem Auge abschätzend, mit schnellem Sprung herbei eilend, mit kräftigem Arm werfend, hat ein Jüngling des Mannes Schlag pariert.

Der Hurnuß wird dem Schläger zugeworfen. Wieder wird er auf dem Sparren befestigt. Ein Schlag! Er saust durch die Luft. Mit lautem Rufen wird er begrüßt. Die Spieler jagen auf ihn zu. Aber der tückische Hurnuß trotzt allen Anschlägen und findet ungehindert seinen Weg ins grüne Gras. Knurren und Murren. „Du Gtabi, wosch hurnusse u heisch drü Gleich (Gelenk) minger weder es Stüdtse.“ Nicht gar zu holdselige Gegenrede. Aber schon kommt der Hurnuß wieder geflogen und der gemeinsame Gegner macht dem „Worten“ und „Bransen“ ein rasches Ende und läßt keine Zeit zum „Aneise“.

„Wenn-i se so gseh hurnusse“, sagt eine Bäuerin zu mir, „so chunnt mir gäng d's Augewasser.“ Nun hat das Hurnussen gewiß nichts Sentimentales. Warum denn die Träne? Gedenkt die Frau ihrer armen Mitschwester, deren Männer in blutigem Kampf stehen, in heißem Ringen täglich dem Tod ins Auge schauen und deren Söhne fallen „wie Kräuter im Maien“? Sieht ihr Auge, das hier auf reicher Fülle ruhen darf, jene Aermsten, die Haus und Hof verlassen mußten und die bei ihrer Wiederkehr die Heimat nicht mehr erkennen, denn Trümmerhaufen sind ihre Häuser, Schuttfelder ihre fruchtbaren Gefilde und der Boden gibt Steine statt Brot. Wer begreift da nicht die Träne des Mitleids? Oder strömt ihr Herz über von Dank? Von Dank für all das Gute, das dem Volk aus der Friedensinsel vor allen andern beschieden ist? Ist es eine Träne der Freude über die Fülle gesunder Kraft, die nach Wochen harter und strenger Arbeit nicht erschöpft und nicht ermattet der Ruhe begehrt, sondern im Spiel neu sich verjüngt? Der Freude über das Festhalten an dem alten schönen Brauch, der schon



Vom Hurnussertag in Heimiswil: Gesellschaft Busswil.

zu ihres Großvaters Zeiten Vater und Sohn, Bauer und Knecht, Pächter und Tagelöhner vereinigte zum Wettkampf, der die Sinne frisch hält und die Kraft gelenkig macht? Oder ist es eine leise Wehmut, ein geheimes Bangen?